Hochschulen gewesen war, und — sein Großvater, Scheich Nouriel Chelan. „Ich lege dir meine Liebe zu Füßen," beschwor sie der Junge, und „Ich biete dir alles Gold an, das ich besitze," übertrug ihr ein Dolmetsch den Wunsch des Alten. Da senkte Miß Violet ratlos ihr kluges Köpfchen und überlegte . . .

Die Liebe des Jungen überwand das Gold des Alten. Das Mädchen folgte Fouaz. O, welch ein Gentleman war er! Nicht raubte er sie mit dem Recht des Syrers, sondern ließ, unvergleichlichen Zartsinn als Barbar bekundend, sich mit Miß Violett standesamtlich in Damaskus trauen. Nur daß jetzt nicht sie ob der Tat ein wenig Kopf stand, sondern alle Scheichs von Syrien! — Der britische Konsul in Damaskus hörte von dieser Heirat. Ihm schwante Schlimmes. Er prüfte gewissenhaft die Laune der jungen Frau. „Ich sitze auf einem Pulverfaß," erwiderte sie ihm, „aber mein Mann, der liebe Kerl, vergöttert mich. Das ist wahre Liebe."

Fouaz überschüttete sie mit Geschenken erlesenster Art, mit wundervollen Araberhengsten Automobilen und allem erreichbaren Komfort des Abendlandes. Eines Tages aber brach eine Katastrophe über das junge Paar herein. Scheich Nouri el Chelan, wütend über den erhaltenen Korb, hatte die Massen Altgläubiger gegen die „verrückte Christin" aufgehetzt. „Sie bricht in die Hürde unserer Gesetze wie der Wolf in eine Schafherde, gellte sein Kampfruf. „Sie rebelliert uns alle Frauen mit der Zeit. Sie reitet, raucht, geht schleierlos, ist kurzum ein Verhängnis für das Land. In den Harem mit der Frau!"

Was nun geschah? — Es kam zu einem blutigen Gemetzel, zu einer regelrechten Schlacht zwischen Fouaz und Nouri samt ihren Stammesangehörigen. Kampf zwischen den Jungen und Alten, zwischen Neu- und Altgläubigen, und — wie so oft im Leben — die Jugend siegte. Grollend zog sich der Alte mit seinen gelichteten Haufen zurück — über zweihundert Tote deckten die Wahlstatt — und schwor beim Barte des Propheten, nie wieder einen . . . Wanderzirkus zu betreten.

Miß Violet aber lächelt und sonnt sich in ihrem schwer erkämpften Glück, beneidet von allen Frauen Syriens.

Winke zur Haarpflege

Die Pflege des Haares macht manchen Menschen recht viel Kopfzerbrechen, und umgekehrt können wir wohl behaupten, daß es genug Menschen gibt, bei denen ein größeres Interesse für diese Frage wohl zu wünschen wäre.

Besonders der Bubikopf hat dahin gewirkt, daß man anfing, das Haar zu vernachlässigen; es war ja jetzt so bequem, sich zu frisieren, es ging so schnell. All die Mühe und Sorgfalt, die früher bei langem Haar nötig war, fällt nun fort. Jeder weiß aber, daß ein ungepflegter Bubikopf bei weitem unsympathischer wirkt, als ein Kopf mit langem Haar, das etwas flüchtig „zurechtgemacht" wurde.

Wir wissen heute alle, daß jedes Haar nach seiner Beschaffenheit individuell behandelt werden muß; die verschiedenen Haarwässer allein vermögen nichts, mag man sie mit noch soviel Trara in die Welt hinausposaunen. Wo nicht zugleich eine Massage des Haarbodens vorgenommen wird, sind sie zwecklos.

Diese Massage der Kopfhaut ist aber unerläßlich, mit ihr erschöpft sich gewissermaßen die Erlangung und Erhaltung eines gesunden Haares.

Es ist eine irrige Ansicht, daß eine kräftige Kopfmassage den Kopfnerven oder gar dem Haarboden schadet. Zugegeben, daß im Anfang einer solchen ein vermehrter Haarausfall sich zeigt, so bedeutet dies doch nichts anderes, als daß die ohnehin kranken Haare sich erst mal entfernen müssen; aber um sie ist es ja nicht schade; nur ein kräftiges, gesundes Haar hat Wert und wird d durch eine besondereschoß nicht entwurzelt, sondern gestärkt und so erhalten..

Viel schadet man sich auch durch zu häufiges Waschen des Kopfes. Im allgemeinen sollte eine Kopfwäsche nur alle 2—3 Wochen vorgenommen werden. Ein häufigeres Waschen entfettet zu sehr das Haar und macht es widerstandslos.

Ein gründliches Nachtrocknen der Kopfhaut ist durchaus Bedingung; hier gerade wird viel gesündigt und die hieraus entstehenden Erkältungen und Nervenschmerzen werden dann gern auf andere Ursachen geschoben. Nach dem Waschen wird in vielen Fällen ein Einfetten der Kopfhaut notwendig; bei solchem Haar, das von Natur sehr fetthaltig ist, darf es fortfallen.

Ein Ausfallen der Haare ist, wenn nicht schwerwiegende Ursachen — Nervenstörungen usw. vorliegen, — oft dem Umstand zuzuschreiben, daß diese zu trocken sind. Dieses Haar muß gefettet werden, nicht nur nach dem Waschen, sondern auch zwischendurch einmal. Was die meisten von dieser Maßnahme abhält, ist das häßliche Strähnigwerden. Dem kann abgeholfen werden: Des Abends fettet man das Haar ein, wobei ebenfalls tüchtig massiert werden muß; die Hauptsache ist ja, daß das Fett in die Kopfhaut eindringt und nicht nur die Haare erfaßt. Am nächsten Morgen pudert man das Haar gut durch (wer keinen Haarpuder nehmen, doch einige haben mit den letzten Erzeugnissen dieser Art wesentliche Fortschritte gemacht, kann sich mit Reismehl oder auch mit Weizenmehl helfen), kämmt und bürstet es sehr sorgfältig aus und — es ist locker. Bemerkt sei noch, daß Kämmen und Bürsten bei noch nassem Haar schädlich ist. Ratsam ist es, bei Nachspülungen Essigwasser (auf 1 Liter Wasser etwa 1½ Eßlöffel Essig) zu nehmen; es erhält die natürliche Farbe des Haares länger. Oft hört man von Petroleumwaschungen. Sie sind tatsächlich vorzüglich für das Haar, geben ihm auch einen feinen matten Glanz, doch darf größte Vorsicht hierbei nie außer Acht gelassen werden; kein offenes Licht im Raum, kein Brennen der Haare, bevor sie vollständig trocken sind.

Auf die Wahl der Haarwässer kommt es, wie erwähnt, weniger an. Bei der angegebenen Haarpflege genügt es vollständig, wenn man anstatt der empfohlenen Wässer Seifenwaschungen vornimmt. Für blondes Haar eignet sich besonders auch die römische Kamille, für schwarzes oder brünettes eine gute Teerseife. Vor dem Schlafengehen und nach dem Aufstehen eine gründliche Dreiminutenmassage mit den Fingerspitzen oder mit einem weichen Kamm wirkt ungemein stärkend auf den Haarboden und wird bei regelmäßiger Durchführung sehr bald den lästigen Haarausfall verschwinden lassen.

Krl.-Pfg.

Frauenrecht in Afghanistan

Das Emirat von Afghanistan — das klingt nach Märchenstil, als müsse dort hinter den hohen Bergen noch eine Verwunschenheit herrschen, beschützt von tapferen Afghanen gegen feindliche Neuerungen, womöglich mit Krummsäbeln, deren Griff von kostbaren Edelsteinen blitzt. Aber das Fürstenpaar ist auf einer Europareise begriffen, und es enthüllt sich, daß der Rausch europäischer Kultur in das romantische Bergland weit vorgedrungen ist denn die Herrscherin, deren Märchenname Thuragah lautet, zeigt sich als leidenschaftliche Vorkämpferin des Frauenrechtes in ihrem fernen Reich.

Freilich muß sie in ihrer Heimat als Konzession zu Kurzhaar und europäischen Kleidern noch den Schleier tragen, sonst könnte sie ein fanatisch Altgläubiger mit Steinen bewerfen. Sie rühmt sich jedoch, bald werde dieser Schleier fallen. Denn sie sorge dafür, daß die afghanischen Mädchen europäische Erziehung erhalten.

Die Gründung einer Mädchenschule in Kabul, die schon 300 Schülerinnen aufweist, fand Schwierigkeiten und führte sogar zu einer mühsam unterdrückten Revolte, ein Denkstein vor der Schule kündet diesen Sieg des Feminismus in Afghanistan.

Königin Thuragah spricht vier orientalische Sprachen, sie stammt aus syrischem Fürstenhaus, und ihre Mutter, eine geistig lebhafte Syrerin, scheint zuerst die Botschaft des Frauenrechts empfangen und freudig aufgenommen zu haben. Sie arbeitet mit ihrer Tochter in dieser Richtung. Es ist nicht ohne Interesse, daß der syrische bewegliche, aufnahmsfähige und dem Neuen zustrebende Geist im Altertum durch Verbreitung religiöser Sekten des christlichen Sozialismus das alte Reich zermürbte. Vorzugsweise bediente sich die syrische Propaganda der Frauen, die durch Sklaven bekehrt waren und fanatisch für die neue Lehre warben.

Der große Umsturz, den das Frauenrecht dem verschleierten Morgenland bringt, wird nicht anders vorbereitet. Auf dem afghanischen Thron liegt europäischer Einfluß durch die schöne Thuragah und ihre syrische Mutter. Freilich trägt bei diesen Damen zu dem Enthusiasmus für den Westen nicht wenig bei, daß sie sich für Pariser Toilettenkunst begeisterten. Statt den traditionellen Künsten des Harems zu vertrauen, dessen geduldigem Sticken und Weben, wird alles aus Europa bezogen. Für die Europatour sollen die Toiletten bei den Pariser Autokraten der Mode nicht weniger als 3200 Pfund (64 000 Mark) gekostet haben.

A. von Gleichen-Rußwurm.

Von einer alten Frau, die sich zu trösten wußte.

Ein Landpastor, der an das Bett einer Frau gerufen wurde, die in dem Armenhaus des eingepfarrten Nachbardorfs, von jedermann verlassen, wie man ihm sagte, nahe am Verscheiden war, war nach den mehr als billigen Beschwernissen eines winterlich verschneiten und vereisten Weges mit gutem Grund verwundert wie erbost, als er die Kranke, wohlgemut und munter wie ein Kälblein, am offenen Ofenloche hockend, eilfertig beschäftigt fand, ihr ärmliches und einziges Gelaß mit einem guten und echten Varinas, der auf der Feuerschaufel brannte, wohnlich einzuräuchern. Indem er aber eben und nach kurzem Gruß unmutig fragen wollte, was solch ein seltsamliches Opfer denn bedeute, kam ihm die Alte schon geschwind zuvor: „Ach," sagte sie, „wat weit dei Kierls dorvan, Herr Paster! Wenn ich so ligg un dröm," und frischen Tabak auf das Eisen schüttend, lachte sie aus jeder Runzel ihres abgefallenen und verhutzelten Gesichts. „wat rückt dat jümmer gaud nah Mannsliüd!"

Bubikopf und Lippenstift in Persien.

Die seit einiger Zeit recht gespannten Beziehungen zwischen Persien und der Türkei haben Riza Khan, den jetzt regierenden Schah von Persien, nicht davon abhalten können, auf dem Gebiete sozialer Reformen getreulich in die Fußstapfen Kemal Paschas zu treten und vor allem die persische Frauenfrage von modernen Gesichtspunkten aus einer ersprießlichen Lösung entgegen zu führen. Nach Jahrhunderten sklavischer Abhängigkeit vom Mann und des Ausschlusses von jeglichem öffentlichen Leben, der vielleicht strenger war als in sämtlichen anderen Ländern des Islams, beginnen die persischen Frauen heute dank der ihnen zuteil gewordenen staatlichen Unterstützung ins öffentliche Leben hinauszutreten. Fünf Zeitschriften erscheinen bereits im Lande, welche ausschließlich die Interessen der modernen Perserin vertreten. Der Bubikopf und der Lippenstift haben soeben ihren Siegeslauf durch Persien angetreten, um auch rein äußerlich die Befreiung der persischen Frau von ihren bisherigen Fesseln zu bekunden. Die gebildete Perserin besucht heute die Theater und Lichtspielhäuser, hört Vorlesungen und Konzerte, betätigt sich organisatorisch in besonderen sozialpolitischen Frauenbünden und hat das lebhafte Bestreben, sich der modernen Abendländerin innerlich und äußerlich immer mehr anzugleichen.

Büchertisch

Kunstseide. Der Name war nicht glücklich gewählt. Er klingt nach Ersatz. Aber die Kunstseide, so heißt es in einem Aufsatz des neuen Daheim (64. Jahrg. Nr. 22), ist ein in ihren spezifischen Eigenarten vollwertiges Produkt, das keinen „Ersatz" für echte Seide darstellen will, sondern in freiem Wettbewerb mit dieser genau so wie mit Wolle und Baumwolle steht. Denken wir also in Zukunft, wenn wir den Ausdruck Kunstseide hören, lieber daran, daß in diesem Falle das Wort Kunst nichts mit Ersatz zu tun hat, sondern von Können herkommt. Das rasche Aufblühen der deutschen Kunstseidenindustrie, die heute in der Welt an dritter Stelle steht, die vielen bedeutsamen Verbesserungen innerhalb des Produktionsverfahrens von seiten deutscher Chemiker, stellen ein neues Ruhmesblatt in der Geschichte deutschen Gewerbefleißes und deutscher Wissenschaft dar, das uns mit Stolz erfüllt. — Die Weltkunstseidenindustrie erzeugt heute etwa 100 Millionen Kilogramm jährlich und noch immer steigt der Bedarf — und dementsprechend die Produktionsmenge. 170 000 Arbeiter und 60 000 Beamte sind mit der Herstellung der Kunstseide beschäftigt. In Deutschland wird die Kunstseide ohne Zubilisenahme ausländischen Rohstoffes rein aus deutschem Material (Zellulose) hergestellt. Sie führt den Untertitel Viscoseseide im Gegensatz zu Nitroseide, Kupferseide und der Azetatseide, die unter anderem auch vielfach in Deutschland hergestellt perden, deren Ausgangsstoff jedoch Baumwolle darstellt. Die Bedeutung, die man in Deutschland der Gewinnung von Kunstseide beimißt, drückt sich nicht zuletzt auch darin aus, daß das Kaiser-Wilhelm-Institut zu Berlin-Dahlem seit längerer Zeit eine eigene Abteilung für Kunstseidesorschung führt. Naturgemäß nimmt die Frauenwelt an der Entwicklung der Kunstseidenindustrie lebhaften Anteil, gestatten deren Erzeugnisse ihr doch, sich mit geringeren Mitteln schöner und eleganter zu kleiden als früher.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 9 — Altena, den 29. Februar — 1928

Höflichkeit in der Familie

Von Gerda Wolf-Nießen.

Höflichkeit? Gab es die nicht einmal früher? Heute ist sie eine seltene Blume geworden. — Eine Berliner Tageszeitung hatte vor etwa einem Jahre den vernünftigen Einfall, für besonders bekundete Höflichkeit im öffentlichen Verkehr eine Prämie auszusetzen. Sicherlich, ein Zeichen unserer Zeit. In einem großen Berliner Warenhaus wurde während der Inventurwoche die am höflichsten bedienende Verkäuferin mit einem Preis ausgezeichnet. Alles das sind Beweise, daß die Höflichkeit den Menschen abhanden gekommen zu sein scheint. Und erleben wir es nicht beinahe täglich im Straßengetriebe oder sonstwo, daß durch kleine Unhöflichkeiten oft recht grobe Streitigkeiten erwachsen können, die mehr oder weniger ausarten?

Die Hast und Unruhe unserer Zeit hat uns um so manche Schätze gebracht, die wir vordem unser eigen nennen durften. Wir haben heute einfach keine Zeit, höflich zu sein. Ist's nicht so? Wenigstens bilden wir uns das ein. Wir hetzen uns selbst fortwährend und hetzen andere. Wo sollten wir da noch Interesse haben für das was sich schickt und was nicht? Andere machen es ja nicht anders, warum sollten wir es tun?

Und wie sieht's in der Familie mit der Höflichkeit aus? Nicht anders, als da draußen Oder richtiger — hier fängt's an. Wer zu seinen Angehörigen nicht den nötigen Takt wahrt, wird es schwerlich gegen ferner Stehende tun. In der Familie muß es beginnen. —

Die meisten Ehefrauen klagen heute über zu wenig Höflichkeit ihres Mannes; viel seltener ist das Umgekehrte der Fall. Sicherlich liegt dem auch viel Wahrheit zugrunde. Der Frau gegenüber glaubt der Mann sich eher lassen zu dürfen. Wir kennen alle jenen boshaften Witz von dem Herrn, der in einem Geschäft eine Handtasche zu kaufen beabsichtigt, worauf die Verkäuferin als erstes an ihn die Frage richtet: „Soll's für die Frau Gemahlin sein, oder — etwas Besseres?" Diesem Witz liegt doch ein Stück Tragödie zugrunde, er ist gleichsam eine Illustration zu unserem Thema. Die Frau oder, erweitern wir das ruhig, die Familie, kommt hier oft erst in zweiter Linie heran. So ist es nun einmal.

Aber seien wir ehrlich: Eigentlich machen wir es alle so. Gegen andere glauben wir liebenswürdiger, aufmerksamer, resp. beherrschter, je nachdem, sein zu müssen als gegen die, die uns am nächsten stehen im Leben. Es ist wohl die Gewohnheit, auf deren Konto dieses allgemein verbreitete — Uebel geschrieben werden muß. Aber dennoch: Laßt uns gerade in der Familie damit anfangen, einander höflich zu begegnen.

Es ist wirklich nicht lächerlich, sondern es ist wundervoll, wenn der Mann seine Frau mit einem Handkuß begrüßt, anstatt mit einem mürrischen, halbverschluckten Wort. Es ist wundervoll, wenn die Frau ihren Mann mit derselben Anmut bedient und ihm dieselbe Aufmerksamkeit erweist, wie etwa einem zu Tisch geladenen Vorgesetzten ihres Mannes; oder wenn Kinder ihren Eltern und Geschwistern mit der gleichen Liebenswürdigkeit entgegenkommen, die sie irgendwo als Gäste üben. Höflichkeit erhöht die Achtung vor einander, und diese Achtung wieder stärkt das Selbstvertrauen des Einzelnen.

Je mehr Achtung man sich selbst zollt, mit umso feinerem Takt wird man den anderen begegnen.

Fangen wir in der Familie an! Denn: haben wir das erreicht, so werden wir es hinaustragen in das Leben draußen. Mehr als manche peinliche Situation hat sich wohl schon durch eine kleine Höflichkeit überbrücken lassen, um uns alle wäre es besser bestellt, lernten wir, dieser Tugend im rechten Maße zu dienen.

Unsere Göre

Kleine Kinder sind nicht Jedermanns Freude; es soll Leute geben, die bekommen Angst, wenn sie einen Kinderwagen sehen oder wenn sie auf der Reise in ein Eisenbahnabteil geraten, in welchem kleine Kinder sich befinden. Das sind allerdings meistens Leute, die nichts von Elternfreuden wissen. Aber es ist doch wohl nicht unangebracht, wenn wir für die kleinsten unter den Kleinen eine Lanze brechen und einmal sagen, wie lieb diese kleinen Menschenkinder sind. Also „unsre Göre" ist ein Prachtkerl! Verzeihung, eigentlich ist es ja ein Mädel, ein ganz famoses Baby, kaum ein Jährchen alt, aber wie alle kleinen Babys „zum malen" (zum anbeißen sagen die älteren Geschwister). Wenn „unsere Göre", wie sie allgemein heißt, mit den rosigen runden Wangen in ihrem Bettchen liegt oder wenn die Mama sie voller Stolz auf ihren Armen hält, so ist das ein lieber, lieber Anblick, daß man Gott für solch ein Himmelsgeschenk dankt und garnicht verstehen kann, wie es Menschen gibt, die für kleine Kinder kein Interesse haben. Wenn das herzige Püppchen die ersten Worte herausbringt, wenn wir glücklich „Papa" und „Mama" heraushören, oder wenn sie mit ihren runden Wackelbeinchen die ersten Gehversuche macht, wenn sie gar so lieb lacht und voller Freude „backe Kuchen" macht so sind das Momente, die nur Elternliebe verstehen und würdigen kann. Zwar stellt „unsere Göre" die ganze Wirtschaft auf den Kopf, sie macht, wie die Mama sagt schrecklich viel Arbeit; aber ein Blick der treuen lieben Kinderaugen läßt alle Mühe vergessen. Wenn sie nur erst älter sein wird und verständiger, dann wird die Freude noch viel größer. Die Geschwister sind heute noch neidisch auf die älteren Babys in der Nachbarschaft, die schon „alles können", besonders auf Nachbars Hänschen, einen urfidelen, lieben, herzigen Kerl, der aber schon das zweite Jährchen hinter sich hat und mit Recht Väterchens größte Freude und Stolz ist — So lieber Leser, sind „unsere" Gören und dies alles schreiben wir, daß Deine ebenso gut und süß sind. Bist Du Familienvater und hast selbst Kinder, so wird diese Plauderei Dich erfreuen und Du wirst das Elternglück verstehen. Bist Du aber ein griesgrämiger Junggeselle, so schüttle nicht den Kopf, sondern gehe hin, berate schleunigst, ehe es zu spät ist und bitte den Klapperstorch, daß er auch Dir das bringt, was das Schönste auf dieser Gotteswelt ist „süße kleine Görer".

E. R.

Noch ein Wort zum Krantz-Prozeß

Von einer Mutter.

Durch den Blätterwald der Presse gingen in den letzten Wochen Berichte, die von Grund auf das persönliche Leben jedes einzelnen Menschen mehr oder weniger aufwühlten. Die angsterfüllte Seele fragt sich schaudernd, wo ist Schutz und Rettung vor den Gefahren, die aus der Atmosphäre eines Krantz-Prozesses aufsteigen? Jung und Alt hat sich in diesen Tagen auf die Zeitungen gestürzt, neugierig, sensationslüstern, psychoanalytisch sachlich, vielleicht aber auch erschüttert, nachdenklich, sich in eigne sexuelle Jugendnöte zurückversetzend. Es war alles so gräßlich, so unsauber, was man las, was sich wie ein breiter schmutziger Strom in die Oeffentlichkeit ergoß und den Vorhang vor Tatsachen zerriß, die wir lieber nicht für möglich gehalten hätten. Man fragte sich erschreckt, sind es die Nachwehen aus der Verwahrlosung der Kriegszeit, sind es die unwälzenden Inflationseinflüsse, ist es der moderne Geist der Aufklärung, der in dieser verheerenden Form zutage tritt? Man möchte für alles die Zeitverhältnisse verantwortlich machen, zugleich anklagend und entschuldigend.

Aber es ist nicht die Zeit es ist nicht nur die Jugend von heute, es ist ganz einfach Jugend überhaupt, die „so lange es Menschen gibt, in ihren Entwicklungsjahren von gleichen Nöten ergriffen wird und unbewußt hart am Rande des Abgrundes taumelt, meistens ohne daß Eltern oder Erzieher eine Ahnung davon haben Ja, das ist der springende Punkt, das einzige, was Rettung bringen kann bei der seelischen Wirrnis, die in den Köpfen unserer Kinder spukt, wenn sie reif zur Liebe werden, daß wir Aelteren, Erfahreneren eben eine Ahnung haben und nicht in Blindheit und Bequemlichkeit bei der jungen Generation das Gefühl des Unverstandenseins aufkommen lassen. Wie leicht und gern tut man seelische Depressionen, Fantastereien, Ueberschwang, Weltschmerz und erhöhten Lebenstrieb mit den Worten ab, Dummheiten, Jugendeseleien und vergißt ganz, daß man wahrscheinlich 20 oder 30 Jahre früher genau so empfunden hat. Es ist das Schlimmste, was Eltern tun können, die Heranwachsenden das Nichternstnehmen ihrer heiligsten Gefühle merken zu lassen. Wenn darum Vorwürfe überhaupt zu erheben sind, so sind es die Eltern und namentlich die Mutter, die alle Anklagen mit voller Wucht treffen. Nur dadurch, daß ein Kind sich nicht für vollwertig genommen fühlt in den Zeiten geschlechtlicher Reife, da es erdrückt zu werden scheint von den Rätseln und dem Reichtum seines aufblühenden Körper- und Seelenlebens, ist es den fremden Einflüssen gleichaltriger Genossen zugänglich, die gleich ihm selbst im Finstern irren. Wo kein Mutterauge liebend wacht, oder ein gütiger Vater zum Freunde wird, da entgleitet die Jugend, da wächst die Kluft zwischen Eltern und Kindern in ihrem Stadium sich zu einer Breite aus, über die zuletzt keine Brücke mehr führt. Im Anfang hätte die liebend ausgestreckte Hand noch genügt, die Entgleitenden zu halten. Diese armen, sich verkannt fühlenden Jungmenschen flüchten in der Einsamkeit ihres Herzens dorthin, wo sie verwandte Nöte wissen, ahnungslos daß sie sich alle zusammen im Labyrinth der Lebensgeheimnisse verirren müssen, daß sie wohl Gedankenaustausch haben, aber nie die ordnende Klärung ausgereifter Geister. Wir Aelteren verkennen immer wieder, wie stark die Jugend fühlt, daß aller Ueberschwang in ihr, sowohl im Idealen, wie auch im Triebhaften ins Ungemessene wachsen kann. Jugend denkt nicht an Morgen, Jugend denkt nur an den Augenblick und zahlt in seinem Rausche mit dem höchsten Preis, oft mit dem Leben. Das ist zugleich ihre Stärke und ihre Schwäche, denn ungezügelte Leidenschaft kann niemals zum Heil führen.

Wenn wir uns also auch klar darüber sind, daß der vergangene Krantz-Prozeß im Grunde nichts Neues gebracht hat, daß die wedekindsche Atmosphäre von „Frühlingserwachen" Eltern und Kinder in jeder Generation umschweben wird, so sollen wir uns aber ebenso klar darüber sein, daß heute und immer nur das hellscharfe Elternauge und das warme Mutterherz das Kind vor dem Schlimmsten bewahren können. Mag die Mutter auch den verworrenen Ideen des Kindes nicht immer folgen können, sie hüte sich davor sie beiseite zu schieben oder gar zu belächeln. Das Kind soll so stark von der Liebe und Sorge der Mutter erfüllt sein, daß es sich sagen muß, ich darf ihr nicht weh tun, und dies Bewußtsein wird sich dann als ein Talisman erweisen, der der Jugend rettend und hemmend zur Seite steht, wo gefährliche Gewalten sie zu vernichten drohen. Welch unselige Folgen es haben kann, wenn Eltern keine Eltern sind, nicht nur im höchsten, sondern auch im selbstverständlichen Sinne, hat die Steglitzer Affäre zur Genüge erwiesen. Und nur darum sei es gerechtfertigt, daß die breite Oeffentlichkeit wieder einmal in solch eine sexuelle Jugendtragödie hineinschauen konnte, wenn Eltern und Erzieher in tiefster Erkenntnis der eigenen

10 Jahre

Von Die

Mitarbeiter

Am 1. Mä
für Heimatbi
Jubiläum e
ihren Zielen
Reiches. Der
Reiches; fü
dem Aufgenü
Aufklärung
tagsbetrieb
über außenpo
kulturelle Fra
Parteien, sond
ganzen „Ob
mentarisch
abgeordnete a
aufsichtigt.

Der Entw
eingehenden Zu
und Schreiber
rat Dr. Stre
Nicht schon se
ist Berlin wi
mehr von de
die Rede. Di
schrift „Der
deutschen Volk
neutraler Wei
liefert, möchte
darf jedoch nic
gemischten Ju
aus, in denen
seine akute F
wirtschaft 192
allem auch ve
tisch Tätige fi
ren kann aus
benz der Part

Die Arbeit
Bundesarbeitsm
den angrenzen
Siegen. De
gabe, sich Mit
die hinreichen
wissen, um fü
dem ihrer Ver
rauchenden Mo
und Sonntage
Exaktsänger
Werk mit Kan
len diese Mitt
sein, daß sie
sprech fürsti
M. f. H. übe
Mark. De
ernste politis
ner Partei e
kleinsten Sti
Gelegenheit.

Hüfftfo



Alle übr
gen
auf d
erst Ende M
eines Stud
und diese ri
„Schad
Sie hatte wi
zu bestehen.
Herz und K
fern. Lieb
sie zu sorgen
selbst abgele

Die erm
quält, war
Die Ge
erfolgten au
Holldorf
sich in die
Oberst mußte
denken. Er
nernd von
tüchtiger Go
Verkehr sch
verlassen
unglaublich.

Seine
schön, hochg
sen — nein,
Es war
dem Komm
und Graupel
„Von d
mehr viel h
erwartete.
sich noch ein
Macht
verflüssigen.

Schnee Skizze von Paulrichard Hensel

„Lassen Sie die Skier morgen zu Hause; es gibt Schnee", sagte der junge Harry Lech, als er im Vorraum des Kurhauses Dora Warbeck den Mantel reichte.

Sie hatte ein versonnenes Lächeln. „Ich habe keine Angst —"

„Klugheit ist nicht Angst. Sie gehen allein?"

„Ja", sagte sie und wandte schnell den Kopf von den ernsten Augen ihres Tänzers ab.

Ein paar Minuten später hatte sie das lichterfüllte Haus verlassen und ging schnell durch den Abend in ihr Hotel. Was kümmerte sie, ob es morgen schneite? Sie hatte nur den einen Wunsch, noch einmal — als letztes Mal oder Anfang einer neuen Zeit, wagte sie nicht zu denken — mit dem Manne zusammen zu sein, der mit aller Inbrunst einer jungen Liebe ihr Leben ausgefüllt hatte und den jetzt nach Jahren ein Zufall an denselben Wintersportplatz führte, an dem sie seit einigen Wochen weilte. Seine Frau war da, ja, aber darum eben mußte man in die Einsamkeit steigen, auf die Berge, wo die übrige Welt in Dunst und Vergessen versinkt und jedes Wort Seligkeit und unauswechsbares Schicksal wird. Und Dora Warbeck hatte den Mut, dem Schicksal entgegen zu gehen und zu begegnen. —

Fast schweigend war der Aufstieg bei Tagesanbruch. Sie hatten sich am Ausgang des Ortes getroffen — ein paar Holzfäller nur begegneten ihnen — Nebel kämpfte mit der Sonne.

Da geschah es anfangs, daß die rüstig voranschreitende Dora fast den Mann vergaß, der ihr folgte. Seit Wochen waren ihr diese Berge lieb geworden, mit durstigen Zügen trank sie die Schönheiten der Schneewelt in sich, keine Müdigkeit verspürend. Und erst aus diesem Gefühl des Freiseins, der Loslösung von der gewohnten Umgebung wurde ihr der Zweck dieses Aufstieges bewußt, nicht als Heimlichkeit nicht als verbotener, verschwiegener Weg — war es nicht natürlich, mußte es nicht so sein, daß der Geliebte bei ihr war, er, sie und der Schnee? Oben wußte sie eine Hütte, dort wollten sie ausruhen, sprechen, träumen — und dort wollte sie beichten, daß ihr Leben seit der Trennung nur ein Verbämmern, Erinnern und Warten war . . .

Die Sonne gewann nicht den Sieg. Der Nebel blieb, standhaft und frostig. Nun fiel Schnee wie leichte Sprühwolken, den Ausblick versperrend. Aber bald war das Ziel erreicht, das Ziel des Weges und der Sehnsucht. Unvermindert rüstig schnellte sich Dora mit ihren Skiern vorwärts. —

In der Hütte war genügend Holz für ein wärmendes Feuer. Ein Kuß blühte in der Einsamkeit auf — ein einziger Kuß. Denn während Dora sich anschickte, für behagliche Rast zu sorgen, stand der Mann unsicher in der Tür und sagte zögernd: „Wir werden uns nicht aufhalten können, Dora; der Schnee wird dichter; es ist gefährlich, im Neuschnee abwärts zu fahren —"

Sie sah ihn verwundert an. Wußte er jetzt nichts anderes zu sagen? Hatten sie nicht viele Stunden vor sich?

„Komm", sagte sie, „wir wollen die Tür schließen — hier sind wir geborgen."

„Es hat keinen Zweck, Dora. Wir müssen vernünftig sein, es tut mir selber leid — aber wenn uns etwas geschieht . . ."

Mit einem schnellen, klaren Blick streifte sie die unruhige Gestalt des Mannes in der Tür. Er denkt ja gar nicht an mich, fühlte sie; er hat Angst um sich selbst; er denkt an die Frau unten, an seine Ruhe und seinen Ruf. Erinnerungen blitzten in ihr auf, staunende Fragen, daß sie diesen einst liebte, daß sie jahrelange Trennung auszulöschen glaubte, daß sie einen wiederzufinden hoffte, der längst ein Anderer geworden war. Nein, der dort wußte nichts mehr von Sehnsucht, von Kämpfen und Gewinnen, der spähte nur mit ängstlichen Augen in den Schnee, um den Rückweg nicht zu verfehlen.

Es hat keinen Zweck, hatte er gesagt. Der Schnee deckt alles zu, alle Wünsche und alle Vergangenheit. —

Schnell hatte sie die Skier wieder an den Füßen. Der Schnee sprühte auf, als sie zu Tal fuhren, schweigend wie die verschwiegenen Berge ringsum.

An einer Wegegabelung vor dem Dorfe blieb Dora stehen. Auf ihrem Gesicht war kein Schatten. Die Freude der Abfahrt hatte ihr Herz reingefegt. Mit klaren Augen gab sie dem Manne die Hand.

„Hier trennen sich unsere Wege."

„Bist Du mir böse, Dora?"

„Nein, dankbar!" —

Am Abend tanzte sie viel mit Harry Lech.

„Ich wußte, daß Ihnen nichts geschehen würde", sagte er.

„Und warum warnten Sie mich?"

Er sah verlegen an ihr vorbei.

„Ich glaubte, daß solch ein Tag keine Freude bringt."

Sie sah, als wäre es das erste Mal, in das junge, ernste Gesicht. Wie ein Kind, das im stürmischen Lauf sich verirrt und wieder zurück gefunden hat, schmiegte sie sich in seine Arme, als die Musik neu zum Tanze erklang. „Doch", sagte sie. „doch —" und meinte im Stillen: Auch Wissen kann Freude bringen, auch Erkennen und Schwiederfinden.

Dann standen sie wie am Abend zuvor auf der Treppe des Kurhauses.

„Der Schnee zerrinnt", sagte Harry Lech, „wie bald wird es Frühling sein . . .!"

„Frühling . . . ." — sang Doras Herz leise mit.

Verantwortung, es als Fingerzeig betrachten, Augen und Herzen offen zu halten, um ähnlichen traurigen Ausgängen vorzubeugen. Gebt der Jugend Wahrheit, wenn sie nach Klarheit ringt, aber vergeßt dabei nicht: Wahrheit mit Strenge ist ein Beil, Wahrheit mit Liebe ein Heil.

B. G.

—⊡—

Sollen Kinder Taschengeld erhalten?

Von Lu Wagener.

Diese Frage wird oftmals aufgeworfen und löst immer eine ernsthafte Debatte bei denen aus, die hierüber zu bestimmen haben. Darum wäre es vielleicht gut, sich einmal näher mit ihr zu beschäftigen. — Zunächst käme es wohl darauf an, den Begriff „Kinder" einmal klar zu umgrenzen und hierin dürfte eine Schwierigkeit, wenn nicht gar eine Unmöglichkeit liegen. Mit welchem Alter hört man auf, „Kind" zu sein?

Das kommt eigentlich im Wesentlichen auf die Art der Erziehung an. Manche Kinder glauben sich schon in ihrer Ehre verletzt, wenn man sie mit zwölf Jahren noch unter die Kinder rechnet, ja, vielleicht protestieren nicht nur sie, sondern auch ihre Eltern gegen diese Bezeichnung. Andererseits gibt es Eltern, die ihren Stolz darin sehen, wenn ihre Kinder noch recht lange diesen Namen verdienen. Lassen wir also jedem seinen eignen Begriff hierin und sprechen wir allgemein von Kindern.

Das Geld spielt heute eine ungleich andere Rolle, als zu Vorkriegszeiten, und unsern Kindern ist der Wert des Geldes wohl nie in dem Maße zum Bewußtsein gekommen, wie wir ihn aus unserer Kinderzeit her kannten. Die zeitweise Geldentwertung einerseits, sodann die sehr verschiedenen Chancen, Geld zu verdienen (dem einen will es bei allem Ernst und bei aller Mühe nicht gelingen, einem andern glückt es auf sträflich leichte Weise), all das hat uns den klaren Blick getrübt und uns, was den Begriff „Geld" anbetrifft, völlig irritiert. Wie können wir da von unseren Kindern verlangen, daß sie sich des wahren Wertes des Geldes bewußt sind?

Es wäre Torheit, wollten wir aus dieser Tatsache folgern, daß es nicht lohnt, unter heutigen Verhältnissen über geldliche Fragen sich den Kopf zu zerbrechen. Das Gegenteil ist der Fall. Vielleicht ist dies heute mehr denn je Notwendigkeit, Forderung geworden für uns alle. Und so könnten wir wohl zu dem Schluß kommen, daß wir auch unsern Kindern gegenüber die Pflicht haben, sie über den Wert und Unwert des Mammons zu unterrichten. Der einfachste Uebergang zu diesem Thema ist, daß wir ihnen Taschengeld geben. Hier ist der Anfang gemacht, sie an Geld erst mal zu gewöhnen. Und daß diese Maßnahme notwendig ist, erhellt aus den jeweiligen, oft recht überraschenden Erfahrungen, die wir hier erleben.

In welchem Alter wir mit dem Taschengeld beginnen, wird von der Art des Kindes abhängen. Verallgemeinern läßt sich da schwerlich etwas, höchstens könnten wir als übliche Grenze das zehnte Lebensjahr ansetzen. In welcher Höhe wir es geben, wird durchaus nicht nur vom Geldbeutel des Vaters allein, sondern vielmehr davon abhängig gemacht werden müssen, wie es von unsern Kindern gewertet wird.

Fangen wir ruhig zuerst mit einer Mark im Monat an; das ist nicht viel, aber genug mit Rücksicht auf das völlig Neue.

Es gibt auch unter den Kleinen verschieden veranlagte Leutchen, kleine Geizkragen und recht verschwenderische Naturen; dem werden wir Rechnung tragen müssen.

Ein Ueberwachen der Ausgaben, wenn es auch im stillen geschehen sollte, ist durchaus notwendig, wenigstens in erster Zeit. Umgekehrt wäre es aber verkehrt, wollten wir ihnen nun vorschreiben, was sie sich für ihren kleinen Betrag kaufen sollten. Damit wäre ihnen nicht nur die Freude an ihrem Schatz genommen, sondern auch der erzieherische Sinn des Taschengeldes damit hinfällig.

Man kann da die erstaunlichsten Beobachtungen machen an seinen Kinder und oft erweisen sie sich als ganz anders, als wir sie eingeschätzt hatten.

Erleben wir an ihnen kaufmännische Talente, so dürfen wir getrost — als Ansporn gleichsam — etwas freigebig sein. Bei unverkennbarem Leichtsinn werden wir gut tun, mit vorübergehender und dauernder Entziehung des Taschengeldes zu drohen, falls weiter verschwenderisch gewirtschaftet würde.

Ein Verbrechen an Kindern seitens der Eltern ist es aber, wenn ihnen größere Summen als laufendes Taschengeld zur freien Verfügung stehen, ohne jede Kontrolle. Das geschieht leider häufiger, als man denkt. Solche gänzlich unpädagogischen Maßnahmen zeitigen naturgemäß ein leichtsinniges Geschlecht, das sich seiner Verantwortung in keiner Weise bewußt ist und sich selbst nicht nur, sondern seiner Umgebung zum Verhängnis werden kann.

Erwähnt sei noch, daß von dem Taschengeld keine Geschenke, etwa zu Geburtstagen für die Eltern gemacht werden sollten. Nur für eigene Freude daran, sich monatelang ihre kleinen Beträge zusammenzusparen, bis sie zu einem ansehnlichen angewachsen sind, der nun einen lange gehegten Wunsch zur Erfüllung werden läßt, so setzte man dem nichts entgegen. Immer wieder sei man sich darüber klar, daß der Zweck des Taschengeldes ja nicht darin liegt, Kindern Geld zu geben, sondern darin, daß sie lernen, dieses Geld richtig zu werten. Eben aus diesem Grunde ist auch bis zu einer bestimmten Grenze ein freies Verfügungsrecht über das Taschengeld Bedingung.

Seien wir nicht engherzig; bewähren sich unsere Kinder nicht als gute Haushalter, so ist es immer noch an der Zeit, diese ihnen zuerkannte Freiheit wieder aufzuheben. Umgekehrt dürfte aber gerade das Taschengeld Vermittler und Helfer sein, sie von ihrem Fehler zu heilen und sie für das spätere Leben reif zu machen.

—⊡—

Sterblichkeitsverhältnisse des weiblichen Geschlechts

Es ist bekannt, daß die Zahl der Personen weiblichen Geschlechts in Deutschland, wie in fast allen Kulturländern, erheblich höher ist gegenüber der Zahl der Personen männlichen Geschlechts, obgleich nach den statistischen Nachweisen durchweg weitaus mehr Knaben als Mädchen geboren werden. Durch die höheren Sterblichkeitsziffern beim männlichen Geschlecht schon in den ersten Jahren wird das jedoch allmählich ausgeglichen, und so entsteht nach und nach jenes Mißverhältnis, als das die Ueberzahl der Frauen zu betrachten ist. Die „zarte, schwache" Hälfte der Menschheit scheint sich von Anfang an als kräftiger, zäher, lebensfähiger zu erweisen, denn die Sterblichkeitsziffern bleiben hier, mit Ausnahme der Spanne von 20 bis 45 Jahren, stets wesentlich hinter jenen beim männlichen Geschlecht zurück.

Das gefährlichste Sterblichkeitsalter des Menschen ist das erste Lebensjahr; Kinder in diesem Alter stellen noch immer den höchsten Prozentsatz unter der Zahl der Toten eines Jahres. Dabei zählte man beispielsweise 1925 an Todesfällen in diesem Alter: 77 232 Knaben, gleich 166,9 von 1000 Gestorbenen, gegen 58 757 Mädchen, gleich 127,7 von 1000. In den nächsten Jahren sinken die Zahlen sehr rasch bei jedoch immer überwiegender Sterblichkeitsziffer der Knaben.

Es starben 1925:

Im Alter von 1—2 Jahren: Mädchen 8849, Knaben 9835.

Im Alter von 2—3 Jahren: Mädchen 4351, Knaben 3824.

Im Alter von 5—6 Jahren: Mädchen 1267, Knaben 1488.

Die geringste Sterblichkeit liegt beim Mädchen in der Zeit von 6 bis 12, beim Knaben vor 6 bis 10 Jahren; es kommen auf 1000 Tote im Jahr nur 1,2—1,9 bezw. 1,5—1,9. Von diese Zeit an steigt bei beiden die Sterblichkeitsziffer wieder, und zwar bei der Frau anhaltend, während sie beim Manne im Laufe der Zeit noch mals einen Rückgang aufweist. Vom 25. bis 45 Lebensjahr liegt die Sterblichkeitsziffer des Mannes unter dem der Frau, und zwar durchweg um die Hälfte. In diesem Alter sterben also etwa doppelt so viel Frauen als Männer. Dann gleicht sich das Verhältnis bei rasch wachsender Sterblichkeitsziffer des Mannes wieder aus, um bald wieder einen Unterschied zugunsten der Frau zu ergeben. Der Mann erreicht seine Sterblichkeitshöchstziffer mit 64 Jahren, die Frau aber erst mit 75, d. h., dann tritt das eigentliche Sterblichkeitsalter ein, indem die meisten Menschen sterben. In diesen Altersspannen zählt man je 20 auf 1000 Gestorbene im Jahr.

Die Statistik zeigt also, daß die Sterblichkeit der Frau außer in den Jahren von 25 bis 45 geringer ist als die des Mannes. Dabei wird die erschreckend hohe Zahl in den ersten beiden Lebensjahren in keinem Lebensalter wieder erreicht. Es ergibt sich also, daß diese Jahre die am meisten, dagegen aber die von 6—12 beim Mädchen und von 6—10 beim Knaben die am wenigsten gefährdeten Lebensalter des Menschen sind.

B. W.

—⊡—

Etwas über moderne Wäsche

Von K. Goetz.

Der Stolz unserer Mütter, Großmütter oder Urgroßmütter auf all die Kostbarkeiten, die sie in den alten gemütlichen Truhen, Kisten und Kasten ansammelten und so liebevoll zu hüten wußten, mag uns die „Leidenschaft" vieler unserer Freundinnen für den reichen Besitz schöner Wäsche als „ererbte Passion" begreiflicher machen — falls dies überhaupt nötig ist; denn wer unter uns Frauen hätte nicht hinreichend genug Verständnis für den Wunsch, Eigentümerin erlesener, edler Wäscheschätze zu sein? — Allerdings die lieben Großmütter, sofern sie es noch erleben, finden sich im heutigen Wäscheschrank nicht mehr zurecht und mögen von dem jüngsten Wäschestaat so absolut nichts wissen. Manch eine von ihnen mag voller Wehmut dabei an das selbstgesponnene Linnen der eignen Mutter denken, das, so sorgsam gehütet, noch die Tochter einst empfing — doch deren Tochter? — nein, das ist nicht mehr zu fassen! — Und die Jugend von heute hinwiederum versteht das Alter nicht; sie gerät in Entzücken über die zarten Herrlichkeiten, die immer winziger und teurer werden; die fast ein Nichts bedeuten, das doch so unentbehrlich ist.

Die Wäsche einer luxuriösen eleganten Frau kann, ein verhältnismäßig kleines Päckchen, was wiederum die Großmütter nicht fassen können, heute ein ungeahntes Vermögen präsentieren. Das verraten jedem Interessenten die vielen Auslagen, die nach den üblichen Ausverkäufen etwa in den „weißen Wochen" von den großen Kaufhäusern und Spezialfirmen auf dem Gebiete der Wäsche geboten wurden und werden. Am Ausgang des Winters, kurz vor dem neuen Aufgebot. — da die Wintermodelle erledigt sind, die Frühjahrskonfektion Käufer sucht, und die Sommervorbereitungen in sich abgeschlossen auf den Auftakt der neuen Vorführungen harren, entsteht jene kurze Atempause, die der „Wäsche" traditionell überall zugute kommt.

Wie steht es nun damit? Nun, zunächst duftig und bunt. Die Tendenz der letzten Zeit für bunte Wäsche versucht sich merklich von der Leibwäsche auf die Bettwäsche zu übertragen. Dabei ist freilich nicht an buntkarrierte, ländliche Ueberzüge zu denken, sondern an pastellfarbenes Bettzeug, das Paris neuerdings in den zarten Tönen der ganzen Farbenskala in Ausstattungen für junge Ehepaare zeigt; der Schlafanzug harmoniert gleichfarbig, ebenso selbstverständlich das Plumeau. Leinen, seines bis zum feinsten gibt das Material ab. Hohlnähte, Ajourverzierungen bis zu reichen Stickereien stempeln den Grad der Eleganz, die sich bis zu Bettüchern aus schwerer Chinaseide steigert, ein Luxus, der nur zu Paradezwecken noch verständlich erscheint. Dagegen ist die feine Abtönung oder Uebereinstimmung der Wäsche mit der Ausstattung, Tapezierung oder deral. des gewählten Schlafraumes auch im kleinen nachahmenswert. Neu sind die Zierlinien der Satinsteppdecken, auf Kissen und Ueberdecken, die originelle Muster durch abstehende, oft metallfarbene Steppfäden hervorbringen, seien es nun schräg liegende Quadrate, Wellen- oder Strichmuster.

Wie weit die Tischwäsche die „revolutionäre" Buntheit annimmt, ist noch nicht geklärt, denn vorläufig läßt sich das vornehme, weiße Tischtuch in schlichter oder reicher Ausführung (wobei auch Stickereien nicht unmodern sind), nicht absetzen. Abgesehen natürlich von jener Tee- oder Kaffee-Tischwäsche, die durch ihre phantasiereichen, bunten und originellen Muster-Einfälle unser helles Entzücken hervorruft. Die Heimarbeit der in- und ausländischen Produktion in den beliebten Milieu-Gedecken für den Teetisch, bei denen die Servietten jetzt das kleine Taschentuchformat haben, wetterfest in schönen handgestickten, sowie gemalten Ausführungen.

Bleibt die Leibwäsche als sicherlich interessantestes und wichtiges Kapitel. Wir wissen, daß die moderne Frauenkleidung von heute der Unterkleidung parallele Bedingungen auferlegt hat, die leider von manchen Frauen noch übersehen werden. Und doch hängt das Geheimnis der schlanken Linie davon mehr oder weniger ab. Viele sind gar noch nicht praktisch genug, rätseln an dem einfachsten Problem des Unterzeuges herum und begehen doch noch unverzeihliche Fehler, von denen das unnötige „Uebereinanderziehen" — wenn es auch oft nicht gerade drei Barchentröcke wie zu Großmütterchens Zeiten sind! — einer ist. Gewiß spielt dabei häufig eine Rolle, daß Vorhandenes aufgebraucht werden muß. Aber gerade da läßt sich dort aus dem Ueberfluß das zweckentsprechende Minus leicht selbst bauen; wie jede, nur etwas geschickte, fleißige Hand heute Selbstherstellerin des Wäschezeuges sein kann. Denn die Schnittlinien sind einfacher denn je, jeder komplizierte Aufputz fällt von vornherein weg, dazu kann der immer kleiner werdende Materialaufwand bei der Tüchtigkeit unserer Textilindustrie wohl jedem Wunsch und jeder Kasse gerecht werden. Einige verschiedene Garnituren werden schon notwendig, wie es auch ein oder zwei Hüte heute kaum mehr tun. Maßgebend wird, daß die entsprechende Unterkleidung von dem jeweiligen Anzug abhängig ist, der seinen kultivierten Geschmack zuerst in seiner Anpassungsfähigkeit offenbart — also auf Dienst, Geselligkeiten jeder Art und Wetterverhältnisse eingestellt sein wird. Die Garnituren werden also kalte und warme Tage, einfache und elegante Zwecke berücksichtigen müssen. So wird es nicht nötig, bei Kälte die doppelte Anzahl Wäschestücke aufeinanderzuziehen, wenn das Material der Temperatur entspricht — also Wolle ist. Die feinen Gewebe auf diesem Gebiete nehmen alles Vorurteil. Also, um ganz indiskret zu sein: im Winter — wollenes Hemd oder besser Hemdhose, dann darüber den Wollschlüpfer zu — wollenen Strümpfen! Das ist gewiß kein lästiges oder die Oberkleidung hemmendes Zuviel, genügt aber vollauf, wenn wir bedenken, daß ja auch Kleid und Straßenanzug Winterstoffe bedingen. Zum „Tailleur" fällt ein Unterkleidchen fort, dagegen wird dieses oft auch bei nicht transparenten Kleidern für besseren Fall derselben und oftmals ungeahnte Lichtenthüllungenn unentbehrlich, was manche Damen vergessen zu beobachten. In der warmen Jahreszeit wird Hemd und Hose ohnedies zu einem Stück verschmolzen (selbst die feinen Seidenschlüpfer werden dann entbehrlich!) die „bunte Hemdhose" in lachs, lila, hellblau, hellrosa dominiert jetzt und stellt ein kleines Etwas aus buntem oder gar bedrucktem Batist mit glatt angebrachter Spitze und zwei Seidenbändern als Achselträger dar. Dazu ein gleiches, ebenfalls glatt gehaltenes Röckchen zu den legeren Kleidern. Wenig Fältchen, Volants aber garnicht, Hohlnähte und Spitzenapplikation sind Mode. Die Form triumphiert. Seide als Luxusmaterial.

Die Achselbänder sind goldene Ketichen geworden. Endlich eine ideale Lösung! Daran wird gleichzeitig an dhas Unterkleid befestigt; diese Achselbänder, besonders wenn es mehrere waren, haben bei durchsichtigen Kleidern mancher Schönen manches Kopfzerbrechen verursacht. Ganz raffiniert sind bei Gesellschaftskleidern Achselspangen aus Straß und Perlen. Wer es im übrigen aber nicht weiß, wisse, daß auch gleichfarbene schmale Träger an diesen Unterkleidchen, womöglich aus dem Kleidstoff gefertigt, durchaus comme il faut sind. Unkorrekt bleibt das für sich selbst und eventuell für den Beschauer unschöne Herabgleiten der Träger über die Schultern; man bringe an allen Kleidern und Blusen deshalb innen am Achselteil die schmalen Schnürchen an, an denen die Träger gehalten werden. „Sicherheitsnadeln" als Athilfe werfen ein übles Licht auf die Trägerin.

Die Untertaille ist nur noch zu entsprechenden Blusen aktuell. Ratsam bleibt es, zu jeder dieser feinen Blusen die kleine Stoffmenge mehr zu kaufen, um die ideale, adrett passende Untertaille der betreffenden Bluse zu besorgen. Ein glattes Stückchen Stoff, ein wenig Spitze für den Ausschnitt, — das ist die ganze Untertaille.

Die eleganten Büstenhalter aus Spitzen fallen auf, ferner neuartige Strumpfbandgürtel aus seidenen Bändern, die zur Wäsche passen und den unhygienischen Strumpfbändern vorzuziehen sind.

Bleiben als einzige Materialverschwendung die langen, schönen Nachthemden, die man nicht selten den Pyjamas (letzter bleibt als Reise- und Morgenanzug, gern vorneht; nicht mit Unrecht, denn sie zeigen sich so vielseitig, so wundervoll ausgeführt, und nicht zuletzt — sie sind so weiblich!

—⊡—

Miß Violet und die Scheichs

Von Robert Elkert.

Das Leben selbst schreibt oft mit kühnem Schwung die spannendsten Romane, in denen sich Traum und Wirklichkeit geschwisterlich die Hände reichen. Oder sind etwa die seltsamen Abenteuer Miß Violets, einer hübschen, blondlockigen Kunstreiterin, die sie seit mehreren Monden im Orient bestand, nicht glut- und reizvoller als manches romantische Erlebnis, das nur — erdichtet ward?

Man höre! Von Aegypten kommend, tauchte Miß Violet eines Tages in Damaskus auf. Als Mitglied eines Wanderzirkus. Auf einem uralten Platz der Stadt, den einst Apostel Paulus vor neunzehnhundert Jahren überquert haben mochte, erstand das Zirkuszelt. Bald kündeten farbige Plakate in allen Teilen von Damaskus von „Miß Violet, der weltberühmten Kunstreiterin aus England". Miß Violet! schrien Litfaßsäulen, und „Miß Violet" murmelten staunend Tausende gläubiger Moslems. Denn es war der erste Zirkus, den Damaskus sah, und alle Scheichs im Umkreis spitzten erwartungsvoll die Ohren.

„Beim Barte des Propheten," entsetzten sie sich bei Kaffee und Wasserpfeife, „wie diese Christen lügen! Eine Frau will jetzt auf ihrem Kopfe stehend, ein Pferd durch die Manege reiten? Wann hörten wir je Tolleres? Wir, die besten Reiter in der Welt. Wie will sie sehen, da sie doch wohl den Schleier trägt? Gewiß, es ist ein plumper Schwindel!"

Aber als der Zirkus seine erste Vorstellung eröffnete, hockten nicht weniger als 700 kriegerisch geschmückte Scheichs im Zelt. Wie ein Lauffeuer war die Nachricht von der „kopfstehenden Frau auf dem Pferderücken" durch die entlegensten Gebiete Syriens geeilt. Hoch zu Roß oder in rumpeligen Autos hatten sich zahlreiche Scheichs auf den Weg nach Damaskus begeben und stierten nun, eng aneinander gepreßt, vor Ungeduld fiebernd, in die Arena.

Ohrbetäubende Clowns, derb kämpfende Ringer, gewuchtete Hanteln, dressierte Bestien und der Jongleure flink fliegende Bälle zogen vorbei. Dann Trompetenstöße: Miß Violet! Von den Sitzen sprangen sie hoch, die nervigen Söhne der Wüste, und reckten die hageren Hälse. Auf einem prächtig gezäumten Schimmel raste Miß Violet in die Manege. Grüßte graziös siebenhundert funkelnde Augenpaare und rundete, meisterlich Schule reitend, ihr Feld.

Feurige Reifen flammten auf. Kühn sprengte das Mädchen hindurch. Beifall erhob und durchtoste das Feld. Miß Violet lächelte. Jetzt galt es. Sie trieb ihren Schimmel zu rasendem Lauf. Warf sich plötzlich herum und stand, leicht schwankend, mit dem Kopf auf dem Rücken des jagenden Pferdes. Scheinwerfer spielten. Musik fiel ein. Topp! schrie Miß Violet und saß wieder lässig im Sattel. Jeder Zoll eine Dame. Zog ein seidenes Tüchlein bei der Ehrenrunde aus ihrem Mieder hervor und winkte der Menge. Grün war es wie die Fahne des Propheten. Da brach ein Jubel aus, wie ihn das Zelt noch nicht erlebt. Alte Patriarchen rauften sich den Bart vor lauter Begeisterung.

Im Nu war Miß Violet umringt von einer Schar martialischer Scheichs, die ihren Namen stammelten. Lieblingsfrau ihres Harems sollte sie werden, die Freuden schöner Odalisken teilen. Miß Violet schüttelte heftig ihren Blondkopf: „No, Sirs!" Kopfschüttelnd wichen die Männer vor ihr ab. Nur zwei von ihren Verehrern hartnäckig an ihrer Seite: Ein junger Scheich, der sich als Fouad Chelan vorstellte, fließend englisch sprach, auf amerikanischen